

Kulturwissenschaft versus Kulturwissenschaften?

Starting with the on-going debate on theoretical and methodological foundations of a discipline called ›cultural studies‹ or ›Kulturwissenschaft‹, this essay outlines some practical consequences of the so-called ›cultural turn‹ for research programs in the humanities and literary studies: actor-oriented perspectives, interdisciplinary and transitional approaches, new frameworks for analyzing communicative practices and functions of literature.

1.

Mit einigem Unbehagen konstatieren Hartmut Böhme, Peter Matussek und Lothar Müller in ihrem im Jahr 2000 veröffentlichten Band *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will* ein »ungeklärte[s] Nebeneinander von Singular und Plural in den Debatten über die Kulturwissenschaften«.¹ An diesem Befund dürfte sich seither nur wenig geändert haben: Zwar werden mittlerweile zahlreiche der im Zuge des sogenannten Bologna-Prozesses neu eingerichteten Studiengänge mit dem Schlagwort ›Kulturwissenschaft‹ als eigenständige wissenschaftliche Disziplin mit einem konsistenten theoretischen Fundament und einem klar umrissenen Gegenstandsbereich wird man Kulturwissenschaft zum gegenwärtigen Zeitpunkt dennoch kaum bezeichnen wollen. Was ›Kulturwissenschaft‹ im konkreten Fall bedeutet, verdankt sich meist weniger einem stringenten Fachprofil und daraus ableitbaren Fragestellungen und Forschungsfeldern, als vielmehr strukturellen Gegebenheiten. Nicht selten dient der Begriff ›Kulturwissenschaft‹ in erster Linie dazu, die mehr oder weniger zufällige Zusammenführung mehrerer Fächer zu einem universitären Curriculum zu verklammern und damit einer der Not gehorchenden akademischen Zweckheirat den Nimbus einer Liebesehe zu verleihen. Die durch die Studienreformen der vergangenen Jahre begünstigte Ausdifferenzierung kulturwissenschaftlicher Lehrangebote und die damit einhergehende Entstehung neuer Spezialdisziplinen erschweren die Herausbildung einer konsistenten disziplinären Matrix zusätzlich. So bleibt der Begriffsgebrauch in den Humaniora weiterhin schwankend, steht ›Kulturwissenschaft‹ im Singular für eine wie auch immer definierte Form der szientifischen Befassung mit Kultur, während sie im Plural in der Regel die Geistes- (und Sozial)wissenschaften bezeichnet.

Dass dieses Nebeneinander von Singular und Plural ungeachtet der intensiven Bemühungen um eine Modernisierung der Geisteswissenschaften im Zeichen des *cultural turn* andauert, ist allerdings nicht allein hochschulpolitischen Zwängen

¹ Hartmut Böhme/Peter Matussek/Lothar Müller: *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2000, S. 33.

geschuldet. Das Festhalten am Plural resultiert außerdem aus der Skepsis, mit der viele Geisteswissenschaftler auf die Forderung nach einem grundlegenden Umbau des traditionellen Fächergefüges reagieren. Die mit dem *cultural turn* einhergehende Verwischung herkömmlicher disziplinärer Grenzziehungen hat die Frage nach der Identität jener Fächer, die gemeinhin unter dem Begriff ›Kulturwissenschaften‹ subsumiert werden, in den Mittelpunkt einer, wie der Fall der Germanistik zeigt,² bisweilen äußerst kontrovers verlaufenden Debatte gerückt. Die in diesem Zusammenhang formulierten Positionen muten durchaus heterogen an; sie reichen vom Versuch der Rettung eines scheinbar durch die Tradition legitimierten Fachverständnisses mit Hilfe der Berufung auf die Besonderheit des poetischen Textes³ bis hin zum Postulat einer ›Superdisziplin‹ Kulturwissenschaft, deren integrative Kraft auf längere Sicht zu einer Verdrängung wenn nicht gar Eliminierung der überlieferten geisteswissenschaftlichen Disziplinen führen dürfte.⁴ Im Rückblick wird deutlich, dass jene Wissenschaftler, welche eine Modernisierung der akademischen Disziplinen ausschließlich im Modus ihrer Selbstauflösung zu erkennen glaubten, sich genauso wenig durchzusetzen vermochten wie jene, die sich einer zunehmend obsolet, weil zu eng erscheinenden Auffassung philologischer oder historischer Analyse verpflichtet fühlten. Die zentrale Herausforderung, so der Konsens, besteht für die Geisteswissenschaften gegenwärtig darin, einer kulturalistischen Perspektive Geltung zu verschaffen, ohne dies mit der Preisgabe fachspezifischer ›Hoheitsgebiete‹ bezahlen zu müssen.

Die bisweilen verwirrend anmutende Koexistenz von Kulturwissenschaft und Kulturwissenschaften ist nicht nur die Folge eines Strukturwandels an deutschen Universitäten und des Selbstbewusstseins gewachsener Fachkulturen, sie resultiert auch aus den Schwierigkeiten, vor die sich all jene gestellt sehen, die sich anschicken, ›Kulturwissenschaft‹ mit einem konsensfähigen theoretischen Fundament, einem validen methodischen Instrumentarium und einem hinreichend präzise umrissenen Gegenstandsbereich auszustatten. Wie bereits erwähnt, ist es zwar mittlerweile möglich, an ausgewählten Hochschulen ›Kulturwissenschaft‹ zu studieren; eine konsistente disziplinäre Matrix, aus der sich Kulturwissenschaft als Fach begründen ließe, fehlt jedoch weiterhin. Ob dies einen Mangel darstellt, ist durchaus fraglich. So hat etwa Erwin Fiala vor einem »theoretischen Totalitarismus«⁵

² Vgl. etwa die Auseinandersetzung zwischen Walter Haug und Gerhard von Graevenitz in der *Deutschen Vierteljahrsschrift*: Walter Haug: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft? In: DVjs 73 (1999), S. 69–93; Gerhard von Graevenitz: Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung. In: DVjs 73 (1999), S. 94–115.

³ Vgl. insbesondere Walter Haug: Warum darf Literaturwissenschaft nicht Literaturwissenschaft sein? In: Gerhard Neumann/Sigrid Weigel (Hg.): Lesbarkeit der Kultur. Literaturwissenschaft zwischen Kulturtechnik und Ethnographie. München: Fink 2000, S. 201–220.

⁴ So z. B. Böhme/Matussek/Müller: Orientierung Kulturwissenschaft (Anm. 1), S. 104–108.

⁵ Erwin Fiala: Kulturwissenschaft oder Kulturwissenschaften? In: Elisabeth List/E.F. (Hg.): Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Kulturstudien. Tübingen/Basel: Francke 2004, S. 55–71, hier S. 58.

gewarnt, der die historisch kontingenten, in unterschiedlichen Denktraditionen und Kontexten wurzelnden Konzepte, die gemeinhin den Kulturwissenschaften zugeordnet werden, zu einem System bündeln will. Diesbezügliche Versuche sind allerdings, wenn ich dies richtig sehe, eher selten gewesen und man wird ihnen kaum überwältigende Resonanz zugestehen können. Als Beispiel soll hier der kultursemiotische Ansatz des Berliner Linguisten Roland Posner herhalten, der außerhalb der Sprachwissenschaft kaum diskutiert wurde.⁶ Posners ambitionierte Konzeptualisierung von ›Kultur‹ als Zeichensystem verdeutlicht die unausweichliche Krux derartiger Unterfangen: Im Bestreben, jene begriffliche Schärfe und argumentative Stringenz zu erzielen, die von einer theoretischen Grundlegung der Kulturanalyse zu Recht erwartet werden darf, schafft Posner ein gleichermaßen anregendes wie hermetisch wirkendes Gedankengebäude von durchaus fraglicher forschungspraktischer Relevanz. Damit geht die sich dem Versuch, ein für sämtliche Humaniora anschlussfähiges Modell von Kulturanalyse zu entwickeln, verdankende normative Grundlegung einer Kultursemiotik genau jener allgemeinen Geltung verlustig, die sie für sich in Anspruch nimmt.

2.

Die durch das Postulat eines *cultural turn* angestoßene intensive Auseinandersetzung um den Status und die Konturen kulturwissenschaftlicher Analyse hat, so das Fazit, weder zur Etablierung einer die überlieferten geisteswissenschaftlichen Disziplinen integrierenden ›Kulturwissenschaft‹ noch zur Herausbildung einer Makrotheorie geführt, die in der Lage wäre, die ebenso zahlreichen wie heterogenen systematischen und methodischen Ansätze, welche den kulturwissenschaftlichen Diskurs konstituieren, in sich aufzunehmen. Ob dies einen zu überwindenden Missstand oder doch eher einen wünschenswerten Reichtum an Sichtweisen bedeutet, der die Vitalität der Diskussion über die epistemologischen Grundlagen, die zentralen Problemstellungen sowie die Gegenstandsbereiche kulturwissenschaftlicher Arbeit gewährleistet, soll hier nicht zur Diskussion gestellt werden. Relevanter erscheint mir in unserem Zusammenhang die Frage, was sich aus dem eben formulierten Befund ergibt: Müssen der Plural im Begriff ›Kulturwissenschaften‹ und die für die Kulturwissenschaften charakteristische theoretisch-methodische Vielstimmigkeit als Ausdruck fachlicher Vereinzelnung gedeutet werden oder, anders gewendet, erweist sich die in den vergangenen Jahren allenthalben geforderte ›Inter-‹ bzw. ›Transdisziplinarität‹ einmal mehr als Leerformel, die zwar immer neu als Forschungsideal beschworen, in der konkreten Wissenschaftspraxis jedoch kaum je eingelöst wird? Aus der den Bereich der Humaniora

⁶ Vgl. Roland Posner: Kultursemiotik. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart/Weimar: Metzler 2003, S. 39–72 [dort ausführliche Bibliographie].

weiterhin kennzeichnenden Fächervielfalt abzuleiten, das Verhältnis zwischen den Disziplinen sei von den Diskussionen um eine Erneuerung der Geisteswissenschaften im Zeichen des *cultural turn* völlig unberührt geblieben, scheint mir verfehlt, heißt dies doch, all jene Konvergenzbewegungen zu übersehen, die sich im Kontext des Geltungsgewinns der Kategorie ›Kultur‹ innerhalb der Geisteswissenschaften vollzogen haben. Tatsächlich lassen sich Tendenzen beschreiben, die als Indiz dafür gelten dürfen, dass die Kulturwissenschaften zwar weiterhin ein Gefüge unterschiedlicher Fächer mit je eigenem Erkenntnisinteresse bilden werden, dass sie jedoch zugleich auf gemeinsame Grundannahmen zurückgreifen können, welche die fachübergreifende Verständigung erleichtern und neue Perspektiven für transdisziplinäre Forschung eröffnen.

Auffällig ist *erstens*, dass der *cultural turn* sowohl in den philologischen als auch in den historischen Fächern zu einer Verlagerung der theoretischen Präferenzen geführt hat. Begünstigte die Fokussierung auf ›Gesellschaft‹ seit den 1970er Jahren ein besonderes Interesse an sozialwissenschaftlichen Theorien, so findet seit den 1990er Jahren im Zuge der Privilegierung von ›Kultur‹ die Ethnologie erhöhte Aufmerksamkeit. Dabei zeichnet sich, wie ein Blick in einige in jüngerer Zeit veröffentlichte Studieneinführungen belegt,⁷ ein fachübergreifender Konsens hinsichtlich der besonderen Signifikanz etwa von Clifford Geertz' Konzept einer ›Hermeneutik der Kultur‹ oder ritualtheoretischer Ansätze – zu nennen wären hier beispielsweise die diesbezüglichen Überlegungen des britischen Anthropologen Victor Turner – ab. Einigkeit herrscht des weiteren hinsichtlich der Notwendigkeit, die noch in den 1980er Jahren zu beobachtende Vorliebe für strukturalistische Theoriebildung zu überwinden zugunsten von Modellen, die das Augenmerk weniger auf die strukturellen Bedingungen menschlicher Lebenswelten als vielmehr auf die in diesen Lebenswelten handelnden Akteure richten. Die anhaltende Popularität des französischen Soziologen Pierre Bourdieu erklärt sich nicht zuletzt aus dem durch die hier angedeutete akteurszentrierte Perspektive erzeugten Interesse an handlungstheoretischen Lehrgebäuden. Nicht unerwähnt bleiben darf schließlich die Diskursanalyse Michel Foucaults, die sowohl in der Geschichtswissenschaft als auch in den Literaturwissenschaften eine intensive Rezeption erfahren hat.

Die vorgängig behaupteten Konvergenzbewegungen manifestieren sich nicht nur in gemeinsamen theoretischen Vorlieben, sie ergeben sich *zweitens* aus dem Umstand, dass die zahlreichen ›Turns‹, welche die Erneuerung der Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahren vorangetrieben haben und weiter vorantreiben, nicht vor Fachgrenzen Halt machen. Dies gilt für den *iconic turn* genauso wie für den *linguistic*, den *performative*, den *mnemonic*, den *spatial* oder den *post-*

⁷ Vgl. beispielsweise Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001, S. 233–254; Markus Fauser: Einführung in die Kulturwissenschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2003, S. 41–65 oder Franziska Schößler: Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen/Basel: Francke 2006, S. 164–194.

colonial turn.⁸ Ungeachtet der unterschiedlichen Resonanz, welche die genannten ›Wenden‹ in den jeweiligen Disziplinen gefunden haben, leisteten sie einen wichtigen Beitrag zu einer engeren Vernetzung innerhalb der Kulturwissenschaften. Zum einen boten sie etablierten Fächern die Chance, als Kristallisationszentrum eines transdisziplinären Diskussionszusammenhangs zu fungieren – so kommt etwa der Kunstgeschichte im Kontext des *iconic turn* oder der Theaterwissenschaft im Kontext des *performative turn* erhöhte Relevanz zu –, zum anderen ermöglichten sie den fachübergreifenden Geltungsgewinn von Kategorien, die sich für die jüngere kulturwissenschaftliche Forschung als äußerst befruchtend erwiesen haben. Dies gilt etwa für Kategorien wie ›Gedächtnis‹, ›Performanz‹, ›Raum‹, ›Medialität‹, ›Genealogie‹ oder ›Wahrnehmung‹, die sich in so gut wie allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen als forschungsleitende Begriffe durchzusetzen vermochten.

In welchem Maße sich die Kulturwissenschaften einander annähern, zeigt sich *drittens* an der gewachsenen Bedeutung von interdisziplinären Forschungsfeldern wie beispielsweise der (historischen) Medienforschung oder der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, die sich nur schwer in herkömmliche Fachprofile integrieren lassen und deshalb lange Zeit eine eher marginale Rolle spielten. Die Beschäftigung mit gedruckten Medien, etwa politischer Publizistik, ist vor allem dort erkenntnistiftend, wo es gelingt, sowohl deren Textualität als auch deren historische Funktionalität zu reflektieren; die Befassung mit dem Medium Film wiederum bedarf einer Analyse, die philologische, bildwissenschaftliche sowie kognitionspsychologische Kompetenzen bündelt, und die wissenschaftliche Untersuchung einer medienbasierten Popularkultur schließlich wird nicht absehen können von den literarischen, musikalischen, visuellen, aber auch soziologischen und ökonomischen Implikationen des gewählten Forschungsfeldes. Ähnliches gilt für die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte, die in sinnvoller Weise nur dort betrieben werden kann, wo es gelingt, kultur- und naturwissenschaftliche Ansätze zu kombinieren und für die jeweils gewählte Problemstellung fruchtbar zu machen.

Schließlich und *viertens* gilt es darauf hinzuweisen, dass das in der jüngeren Vergangenheit zu beobachtende Aufbrechen der lange Zeit vorherrschenden ›nationalen‹ Perspektive zugunsten einer zunehmenden Fokussierung auf ›interkulturelle‹ Dynamiken ebenfalls ein die geisteswissenschaftlichen Disziplinen als Ganzes betreffendes Phänomen darstellt. Angeregt u. a. durch die *postcolonial studies* sind dabei die innereuropäischen Netzwerke und die damit verbundenen Prozesse kulturellen Transfers ebenso in den Blick geraten wie das Verhältnis Europas zu anderen Kontinenten. Das Postulat einer ›transnationalen‹ oder ›transkulturellen‹ Betrachtungsweise nun bringt eine Erweiterung des Untersuchungsfeldes mit sich, die den fachübergreifenden Austausch geradezu erzwingt. Ohne

⁸ Vgl. Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2006.

Dialog etwa zwischen Fremdsprachenphilologien, außereuropäischer Historiographie oder Ethnologie ist die Erforschung transkultureller Phänomene kaum zu leisten; Transdisziplinarität erweist sich, so gesehen, als notwendiges Komplement zur Transkulturalität.

3.

Es scheint gegenwärtig eher unwahrscheinlich, dass es doch noch gelingt, ›Kulturwissenschaft‹ als autonome Disziplin mit fachübergreifendem Profil zu institutionalisieren und auch die vorgängig angedeuteten Konvergenzen dürften kaum geeignet sein, als Ausgangspunkt oder gar theoretisch-methodisches Fundament einer im Singular zu benennenden Kulturwissenschaft zu dienen. Die Wirkung des *cultural turns* besteht denn auch weniger in der Auflösung etablierter akademischer Strukturen als vielmehr in der Ermöglichung eines transdisziplinären Diskurses über das ›wie‹ und ›wozu‹ einer wissenschaftlich begründeten Kulturanalyse. Indem er bislang wenig beachtete theoretische Modelle privilegiert, indem er den begrifflichen Rahmen kulturwissenschaftlicher Analyse für die *Humaniora* stetig erweitert und indem er außerdem innovative Fragestellungen formuliert, eröffnet dieser Diskurs neue Denkräume bzw. lässt Vertrautes in neuem Licht erscheinen. Mit Blick auf das *Internationale Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* ergeben sich aus diesem Befund einige Konsequenzen, die ich abschließend zur Diskussion stellen möchte:

Sich den dem *cultural turn* inhärenten Anregungspotentialen zu öffnen, heißt nicht notwendigerweise auf Forschungsfelder zu verzichten, die der hier interessierenden Zeitschrift seit ihren Anfängen im Jahr 1976 ihr unverwechselbares Profil verliehen haben. Status und Rolle des Schriftstellers, Verlags-, Buchhandels- und Bibliotheksgeschichte, historische Leseforschung oder – um ein weiteres Beispiel zu nennen – Pressegeschichte sollten auch zukünftig im Fokus stehen. Ebenfalls nicht zur Disposition stehen darf m. E. der für das *Internationale Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* konstitutive weite Literaturbegriff sowie die Privilegierung eines Zugangs zu Literatur, der diese jeweils innerhalb eines spezifischen Kommunikationssystems verortet und in ihrem historischen Kontext reflektiert. Einer kulturwissenschaftlichen Perspektive Geltung zu verschaffen bedeutet demnach keine radikale Umwälzung bestehender Verhältnisse; in Kauf zu nehmen sind allerdings theoretische und methodische Anpassungen sowie inhaltliche Gewichtsverschiebungen, die ich zu drei Thesen verdichten möchte:

Das Insistieren auf dem Erkenntniswert eines historischen Zugangs zu literarischen Phänomenen und die damit einher gehende interdisziplinäre Öffnung zur Geschichtswissenschaft bedeutet *erstens*, dass das *Internationale Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* nicht unberührt bleibt von jenem Paradigmenwandel, der die Geschichte als Disziplin in der vergangenen Dekade geprägt hat. Die Ablösung von ›Gesellschaft‹ durch ›Kultur‹ als neuer Leitkategorie im

geschichtswissenschaftlichen Diskurs hat zur Folge, dass es mittlerweile weniger die Sozialgeschichte Bielefelder Prägung als vielmehr die ›Neue Kulturgeschichte‹ ist, die den diskursiven Rahmen einer die historische Dimension integrierenden Befassung mit dem literarischen Kommunikationssystem bildet. Daraus ergibt sich *zweitens*: Die vor dem Hintergrund eines *cultural turns* geäußerte Kritik an strukturalistischen Ansätzen und die die ›Neue Kulturgeschichte‹ kennzeichnende Vorliebe für handlungstheoretische Konzepte impliziert eine Veränderung der wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Im Zentrum des Interesses dürften zukünftig weniger die institutionellen Gegebenheiten stehen, in denen sich das literarische Kommunikationssystem materialisiert; der Fokus wird sich vielmehr verstärkt auf die sich in literarischen Kommunikationszusammenhängen manifestierenden Praktiken der Bedeutungsstiftung zu richten haben. So könnten etwa Strategien der Auratisierung von Literatur, der Zusammenhang von milieuspezifischen mentalen Dispositionen und Wahrnehmungsmustern literarischer Texte oder die Rolle der Literatur in historisch spezifischen Konstellationen – beispielsweise im Kontext aristokratischer Repräsentation oder religiöser Differenzbehauptung – auf erhöhte Aufmerksamkeit stoßen und damit die von der ›Neuen Kulturgeschichte‹ geforderte Zentrierung auf die handelnden Akteure ihre Umsetzung in die Forschungspraxis erfahren. *Drittens* wird das *Internationale Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* mit guten Gründen seinem Selbstverständnis nach auch in Zukunft eine germanistische Zeitschrift sein. Der Geltungsgewinn transkultureller Perspektiven dürfte jedoch kaum ohne Einfluss auf Fragestellung und Themenspektrum der Beiträge bleiben. Deutschsprachige Literatur muss verstärkt in ihren europäischen und globalen Zusammenhängen interessieren. An Signifikanz gewinnen sollten deshalb komparatistische Studien sowie Untersuchungen, die transkulturellen Interaktionen als Gegenstand literarischer Texte oder aber literarischen Texten als Medien kultureller Transferprozesse gewidmet sind.

Die hier skizzierte Programmatik mit ihrem Postulat einer kulturhistorisch inspirierten, auf die handelnden Individuen und Kollektive zentrierten und transkulturell orientierten Perspektive ist keinesfalls visionär. Sie erhebt keinen höheren Anspruch als den, in bewusst pointierter Form Entwicklungen zu beschreiben, die sich in der Zeitschrift, deren Profil hier zur Debatte steht, längst abzeichnen, und zugleich daran zu erinnern, dass das eingangs angesprochene ungeklärte Nebeneinander von Kulturwissenschaft und Kulturwissenschaften im Idealfall einem geklärten Miteinander weichen kann.